

Illustriertes Blatt.

ZEITSCHRIFT

für

Waterland, Kunst, Wissenschaft und geselliges Leben.

Nr. 66.

Dinstag den 17. August.

1847.

Die schöne Wirthin.

Nach den Erinnerungen eines Rechtsgelehrten.

Vor fünfzig und einigen Jahren stand vor dem Weilsdruffer Thore zu D***, da, wo jetzt das neue Posthaus steht — ein für die damalige Zeit höchst ansehnliches Wirths- und Einkehrhaus, das aber trotz der trefflichen Einrichtung, der guten Speisen und Getränke, der prompten und billigen Bedienung, von Fremden nur wenig besucht, von den Dresdenern selbst aber, für so arge Kneipenstübe und Kannengießerei sie schon damals galten, geradezu gemieden wurde.

Der Grund war sehr einfach: es sollte in dem Hause spuken, ärger noch, als in dem nahen, so verrufenen Trompeterschloßchen, und obgleich der Wirth und seine Hausleute hoch und theuer versicherten, daß an dem Gerede kein wahres Wort sey — es half ihnen nichts, denn es war zu Vielen bekannt geworden, daß man die verstorbene Frau des Wirthes, welche so unvermuthet schnell gestorben, in ihrem Zimmer erhängt gefunden, und daß der Wirth von dem Leichenbeschauer und der Leichenwäscherin mit einer sehr großen Summe Schweigen erkaufte habe, damit nur der Todten — (die seit dem Tage ihrer Verheirathung immer traurig und schweigsam umhergegangen) — ein ehrliches Begräbniß zu Theil geworden. Leichenbeschauer und Leichenwäscherin hatten denn auch um ihrer selbst willen geschwiegen, nicht so aber eine Magd, die das Gespräch belauscht hatte. Zwar wurde sie sofort von ihrem Herrn deßhalb ihres Dienstes entlassen und mußte sogar ihre Schwatzhaftigkeit mit einigen Tagen Gefängniß büßen, allein geplaudert war nun einmal und Herr Globig Meißel, so hieß der Wirth, hatte den Schaden daran; sein sonst von Gästen überfülltes Haus ward immer leerer und er allen Anstrengungen, aller Sparsamkeit zum Troß nahe daran, sein durch so viele Jahre mit Vortheil betriebenes Geschäft aufgeben zu müssen.

Auf einmal aber stellte sich zu Herrn Meißels eigener höchster Verwunderung wieder Besuch ein! Besuch von Einheimischen! und endlich ward dieser Besuch zahlreicher, denn je vorher. Ach! und was diese Gäste aushielten, — von Morgens früh bis zur sinkenden Sonne saßen sie da und tranken das sauergewordene Stadtbier und den gräulichsten Dreimännerwein, ohne eine Miene zu verziehen und schau-

ten zum Fenster hinaus, dem einzigen, wodurch das Gastzimmer erleuchtet wurde, und durch das man auf ein altes, bausälliges Häuschen, hart neben dem nun auch verschwundenen Klosterthore, sah.

Unter den jüngern Gästen dieses Hauses befand sich auch der Schreiber dieser Zeilen, damals ein angehender, junger Advocat, und der Grund, weshalb er und die andern Gäste das verrufene Wirthshaus Tag für Tag besuchten und so aufmerksam das kleine, verfallene Häuschen observirten, war nichts mehr, aber auch nichts Geringeres, als: daß in dem Hause seit Kurzem ein alter, armer Buchhalter eingezogen; an dem alten Buchhalter war nun freilich so absonderlich Anziehendes mit dem besten Willen nicht zu entdecken, aber dieser alte, arme Buchhalter besaß einen kostbaren Schatz, sein 16jähriges Töchterchen Susanne, das nach dem früh erfolgten Tode ihrer Mutter bis vor Kurzem in einem Kloster erzogen worden, jetzt zu ihrem Alten zurückgekehrt war und ihm die Wirthschaft führte. Dabei gab es nun eben nicht viel zu thun, und da der Alte den ganzen Tag auf dem Comptoir eines reichen Kaufmannes saß und die schöne, eingeschlossene Susanne mit ihrer Zeit nichts Besseres anzufangen wußte, so setzte sie sich mit ihrem Spinnrade oder ihrer Klöppelarbeit an's Fenster, spann oder klöppelte und schaute dabei arglos hinaus auf die Straße und hinüber nach dem Gasthose, nicht ahnend, daß sie der Magnet sey, der seit Kurzem eine Menge junger und alter Stammgäste dahin zog.

Herr Globig Meißel, ein schlauer Mann, merkte es aber um so früher und desto besser, und sprach bei sich: »Das ist wohl gut, daß das schöne Mädchen da drüben wohnt und meinen Gästen die albetne Gespensterfurcht vor meiner Seligen vertrieben hat, aber wie nun, wenn der Alte wo anders hinzöge, oder wenn gar ein Freier sich fände für das schöne Kind? — hm! hm! — ei sieh! ich meine, der dürfte sich schon gefunden haben.«

Und richtig! am nächsten Sonntage nach der Predigt ging Herr Globig Meißel selber hinüber zu dem alten Buchhalter, Herrn Bergmann, stellte sich ihm geziemlich als seinen Nachbar, den reichen Wirth »zur silbernen Fahne« vor und warb nach einigem Hin- und Herreden ehrbar um die Hand der Jungfer Susanne.

Vergmann betrachtete sich den reichen Wirth, der, so ziemlich mit ihm in gleichem Alter, durchaus nicht hübsch und allem Anscheine nach stark mit der Schwindsucht behaftet war. Allein er war reich, und da er ohne weiters bei seiner Werbung erklärt hatte, daß für den Fall seines Todes sein ganzer Nachlaß auf seine junge Witwe vererben sollte, so sagte Vergmann nach kurzer Bedenkzeit zu, ohne seiner Tochter Meinung zuvor erforcht zu haben, was ihm ganz unnöthig erschien, da ja Susanne ein junges unerfahrenes Mädchen war, das keinen eigenen Willen hatte und er, als Vater, allein am besten wußte, was ihr für die Zukunft am meisten frommte.

Freilich weinte die gute Susanne an ihrem Hochzeitstage nicht wenig, freilich ging sie nach der Hochzeit still und traurig in ihrem neuen, schönen Hause einher, und freilich ließ der Herr Schwiegersohn dem Herrn Schwiegervater bald merken, daß ihm derselbe durchaus kein angenehmer und gerngesehener Gast sey — aber da war es zu spät, um noch Etwas in der Sache zu ändern, und hatte Herr Vergmann auch keine Zeit mehr dazu, denn schon 6 Wochen nach der Hochzeit starb er plötzlich am Schlagflusse. — Herr Globig hatte seine junge Frau, wie das bei seiner jammervollen, körperlichen Verfallenheit auch gar nicht anders denkbar war, aus reiner Speculation geheirathet; allein je weniger es ihm selber möglich war, sich seines jungen, blühenden Weibes zu erfreuen, um so eifersüchtiger hütete er es, daß kein Glücklicherer die süße Frucht genießen möge. Nur bei Tische durfte sie den Tag über erscheinen, wo sie den Gästen vorlegen mußte und ihr Eheherr sie selber mit Argusaugen bewachte. Abends saß sie mit ihrer Handarbeit, bewacht von einer alten Muhme Globig's, am Schenkische mit niedergeschlagenen Augen da und gab erröthend kurze Antworten, wenn einmal ein Gast, was aber selten genug vorkam, sie anzureden für gut fand.

(Schluß folgt.)

Das Unglück bringende Haar.

Aus dem „Wanderbuche eines verabschiedeten Lanzknechtes.“

Als ich noch bei den Uhlanen in *** stand, führte mich mein Nachmittags-Spazierritt oft bei einer stattlichen Mühle vorüber, welche auf einige Büchenschüsse von dem Strädchen entfernt lag.

Da ich einst wieder vorbeiritt, hörte ich laut schluchzen und weinen. Ich hielt mein Pferd an, blickte zum Fenster hinein und sah in der Hinterkammer ein armes Weib liegen, während ihr Mann sie an den Haaren festhielt und mißhandelte.

Schnell saß ich ab, band mein Pferd an das Fenstergitter und trat in das Zimmer. „Pui, Meister!“ sagte ich, „schämt Euch, Euer armes Weib so zu mißhandeln, das thut kein Ehrenmann!“

„Ich bin Herr in meinem Hause!“ brüllte er.

Ich bezwang mich und meinte ganz ruhig, er würde mir doch nicht die Thüre weisen und wenigstens in meiner Gegenwart sich solcher Gewaltthätigkeit enthalten, widrigen-

falls er bedenken möge, daß die gütige Natur mir ebenfalls einige physische Kräfte beschert habe, die mir dazu dienen würden, den Hausfrieden herzustellen.

„Die Bettel hat nichts zu thun, als ihr Haar zu flechten und zu bürsteln, statt in der Küche zu arbeiten!“ brummte er, sich mürrisch entfernend.

Das arme Weib setzte sich vor die Thür, die zerrauten Haare wieder ordnend. „Ach,“ sagte sie, „kann ich denn etwas dafür, daß er jede Gelegenheit absieht, mich zu schlagen, auch wird er wohl recht bald seinen Zweck erreicht haben und mich nicht mehr sehen und dann zufrieden seyn; denn lange dauert es ohnehin nicht mit mir; der Doctor selbst sagt, ich habe die Schwindsucht, und mein Mann hat ihm aus Freude darüber gleich zwei Säcke feines Weizenmehl in das Haus geschickt; ach, aber an oll' dem ist mein unglückliches Haar Schuld!“

Auf mein Befragen erzählte sie: „Schon zu Hause war es mein Unglück! von fünf Kindern bin ich die einzige mit schwarzem Haar, mein Vater haßte mich deswegen; meine Mutter, die etwas eigenes Vermögen hatte, hinterließ es mir, und deswegen begehrte mich mein jetziger Mann, trotz seiner Abneigung gegen das schwarze Haar, denn er liebt nur die Hochblonden! Von meinem Vater und meinen Geschwistern fast zum Haus hinausgestoßen, hoffte ich durch Gehorsam und Treue doch die Liebe meines Mannes zu gewinnen. Ich bin schwach und kränklich und unterzog mich willig auch den schwersten Arbeiten; aber mein Mann verlangt gar zu viel und macht die Hausfrau zur Magd. Aber, Gott sey Dank! ich hoffe bis zum Herbst, wie der Doctor sagt, hab' ich es überstanden, und doch sagen die Leute,“ und dabei trocknete sie lächelnd die Augen, „mein Haar sey schön und die Frauen in der Stadt würden eine solche Bierde theuer bezahlen. Nun, wenn ich sterbe, vermache ich es Ihnen, Herr Lieutenant, aber nehmen Sie sich in Acht, es klebt ein Fluch daran!“

Das nächste Frühjahr rückte ich vom Urlaub beim Regiment ein; ich hatte mich zu melden und lag noch im Bette; meine Monturforten ordnete mein treuer Diener, als der Trompeter, Friseur, Federschmücker und Tausendkünstler an die Thür klopfte. Seit meiner Abwesenheit vom Regimente hatte sich eine Veränderung in der Adjustirung ereignet. Statt Federbüsche waren Noßbüsche als Helmschmuck an die Csako's gesteckt worden. Man setzte besondern Werth auf diese Veränderung und die Pferde auf der Weide und sogar in den Ställen mußten oft ihre Schwänze einbüßen, um unsere Köpfe damit zu zieren. Die wahren Elegants aber kauften um hohe Preise aus feinem, glänzenden Frauenhaar verfertigte Büsche, welche sich natürlicherweise gleich besser ausnahmen. Der Herr Trompeter brachte mir nun ein dertlei Requisit militärischen Dandysmus.

„Schade,“ sagte er, „daß ich dem Herrn Lieutenant nicht den Busch bringen konnte, den ich seit vorigem Herbst liegen hatte; er war, aber es ist ein Geheimniß, aus den Haaren der verstorbenen Müllerin.“

„Ist die arme, hübsche, blasse Müllerin gestorben?“ rief ich.

Brosamen aus der Vergangenheit.

„Ja wohl, todgeprügelt worden, so nach und nach,“ erwiderte er gleichmüthig; »es war auch keine Frau für den diesen Müller. Hat auch die Selige nicht gemocht, und als sie gestorben, haben auch die Todtengräber sie gleich Tags darauf aus dem Hause in die Todtenkammer getragen. Um einige Gulden und ein Paar Maß Wein habe ich ihnen die schönen Köpfe bald abgehandelt. Das ist ein Esakobusch geworden! Er ist seine zehn Ducaten werth; einen ähnlichen muß der Inhaber selbst nicht haben! Nun, da kam der Lieutenant M*, adjustirte sich neu und hat den Busch gekauft! ich hätte Ihnen denselben gegönnt, auf Ehre!“

Ich zahlte den Trompeter und ging, mich zu melden. Ich dachte viel an Kathinka's (so hatte die Müllerin geheißen) Haar. Als ich wieder bei der Mühle vorbeitritt, waren die Blumengarten vor dem Hause in eine Pfütze verwandelt. Der dicke Müller stand vor der Thüre und grüßte mich kaum. Als ich nach Hause kam, war entseßlicher Humor beim Stabe. Lieutenant M* ist gestorben. Seine Sachen wurden versteigert. Lieutenant Graf M***, der eben nach Wien reiste, wo er als Freier in vollem Glanze auftreten sollte, kaufte den größten Theil seiner Effecten.

In Kurzem erhielt ich einen Brief, der mir anzeigte, er sei wenige Wochen vor Vollziehung einer Heirath, welche sein Glück begründet hatte, plötzlich am Nervenfieber gestorben.

Um diese Zeit befand sich in Wien ein ausgezeichnete Offizier, welcher zu dem Regimente versetzt wurde. Er erstand die hinterlassenen Effecten des Grafen M***. Kaum beim Regimente eingerückt, fiel Oberlieutenant E***.

Ich lag krank und schwach auf meinem Bette; der Kopf war verbunden. Der Arzt erklärte mich zwar außer Gefahr, rieth mir aber, dem Himmel zu danken, daß bei einem so mörderischen Sturze mein Leben bewahrt geblieben sey. Bei der Revue nämlich war mit mein Pferd durchgegangen, das Sturmband zerrissen, der Esako herabgefallen; dieser aber, an der Gangschnur festgehalten, war dem wilden Pferde an die Flanken geschlagen, der wehende Busch machte die Bestie noch wilder, und endlich setzte diese in einen haushohen Graben mit mir hinab, wo Ross und Reiter bewußtlos liegen blieben.

„Ich bin sehr froh, daß ich den Esako wieder habe,“ sagte mein Diener, „und den Busch. Er ist der schönste in der Armee. Euer Gnaden wissen gar nicht, wie pfiffig ich denselben nach dem Tode des Oberlieutenant E*** in der ersten Confusion ausgetauscht habe. In der Verlassenschafts-Auction haben sie statt seiner unsern abgeschabten, der dem Schwanz einer kranken Ratte gleich, licitirt, und ich habe den schönen, als uns gehörig, gleich auf den Esako gesteckt.“

„Nimm ihn soaleich herunter,“ stöhnte ich mit matter Stimme, „begrabe ihn und kaufe mir einen andern, sey's ein Mattenschweif, den aber setze mir ja nicht mehr auf!“

Du lachst mich wohl aus, lieber Leser? hättest aber vermuthlich, wie ich, um keinen Preis der Müllerin verhängmißvolles Vermächtniß behalten.

Der Messerfresser. — Andreas Grünheide, ein Bauernknecht aus Grünwalde, sieben Meilen von Königsberg in Preußen, fühlte sich den 19. Mai 1635 des Morgens übel und zum Erbrechen geneigt. Von diesem Uebel oft geplagt, pflegte er mit dem Schaft seines Brotmessers sich den Schlund zu reiben, um das Erbrechen zu befördern. Dieses Mal aber wollte es ihm damit nicht recht gehen, er steckte daher das Messer noch tiefer in den Schlund und unglücklicherweise gliederte ihm das Messer aus der Hand und blieb im Schlunde stecken. Von Schmerz und Bangigkeit ergriffen, stellte er sich auf den Kopf, die Füße richtete er in die Höhe, damit das Messer ihm wieder zum Halse herauströmen sollte. Umsonst. Er versuchte dieß mehrere Mal und trank Bier dazu, damit das Messer um so eher zurückkäme. Das Biertrinken hatte aber den Erfolg, daß das Messer nun in den Magen schlüpfte. Jetzt befürchtete er, daß das Messer ihm den Magen durchschneiden, und er an diesem Vorfalle sterben würde; sonst aber befand er sich wohl und konnte dabei auch süsslich arbeiten. Auf Anrathen der Leute geht er endlich nach Königsberg, zuerst zu dem Dr. Becker, dann zu andern Aerzten. Diese beschließen, ihm durch einen Schnitt in den Leib das Messer herauszuschaffen. Nachdem diesem Menschen der Leib vorher durch abführende Mittel gereinigt worden war, unternahm es der Wundarzt Schwabach den 9. Juni, ihm den Leib aufzuschneiden. Eine große Menge Aerzte und andere Personen versammelten sich, um dieses anzusehen; gemeinschaftlich betete man und bat den Himmel um Beistand zu glücklicher Ausführung dieses Geschäftes. Hierauf wurde Grünheide auf ein Brett gebunden; der Ort, wo der Einschnitt geschehen sollte, war mit einer Kohle bezeichnet. Dieses war nach der linken Seite zu, unter den kurzen Rippen, ungefähr zwei Finger breit nach der Länge; Schwabach schnitt nun die Haut, das Fleisch und die Darmhaut auf der bezeichneten Stelle durch; der Magen war leicht zu fassen, weil der Patient nüchtern war und sich selbst schwach befand; er wurde aber mit Perlenwasser erquickt. Als nun Schwabach mit einer krummen Nadel den Magen anzog, bemerkte er die Spitze des Messers, schnitt auf der Spitze desselben durch den Magen, ergriff das Messer, zog es heraus, und die Wunde des Magens schnappte sogleich zu, so daß der Patient mit frohem Muthe ausrief: »Peß Tausend — das ist mein Messer!“ Die Wunden wurden nun gehörig verbunden, der Kranke wurde in's Bett gelegt und genas bald, so daß er nachher heirathete. Das von ihm verschluckte Messer wird auf der Bibliothek aufbewahrt.

Feuilleton.

Pariser Anekdote. — In einer obskuren Gasse wohnte im fünften Stocke ein armer Beamte, der sich mit seinen tausend Francs Gehalt gar kümmerlich durchschleppte. Unmittelbar neben ihm wohnte eine Silberausmalerin, welche vom Morgen bis zum Abend bei ihrer Arbeit fröhliche Lieder trällerte. Gegenüber, auf der andern Seite der Gasse, hauste

ein junger „Lion“, der für den Luxus seiner gelben Handschuhe und seines goldenen Stockknopfes in einer elenden Dachstube büßte. Zwischen dem Lion und der Wilderausmalerin entstand bald eine electro-magnetische Augentelegraphie. Der Lion wünschte der Grisette die Erklärung seiner Signallüge zu geben; er schrieb also eine glühende Liebeserklärung, beschwerte sie mit einem großen Kupferstück und warf sie hinüber. Unglücklicherweise aber folgte die Depesche nicht der Richtung seiner Augen; sie nahm einen falschen Weg und zerschmetterte eine Fensterscheibe in dem Stübchen des armen Beamten. Abends bei seiner Rückkehr fand er den Brief und einen für seinen Schnupfen sehr gefährlichen Luitua; indessen er mußte sich wohl entschließen, sein Einkommen von einem Tage zu opfern, um das Fenster wieder in seinen vorigen Stand setzen zu lassen. Am folgenden Tage sah er bei einem Trödler ein altes Bild, das auf einen wurmstichigen Rahmen genagelt war; er erstand das Bild um einige Sous und beschloß, die Fensterbrosche damit zu bedecken. Vor einiger Zeit wollte er das Fenster öffnen, um einen Sonnenstrahl einzulassen. Wie groß war sein Erstaunen, als er die Leinwand betrachtete und das frühere Tulpenbouquet nicht mehr bemerkte! Statt der Blumen sah er klares Wasser bewaldete Hügel, Menschen, Thiere; er rieb die Leinwand vollends ab und ein Meisterwerk kam zum Vorschein. Der Beamte nahm sein Bild unter des Arm und lief damit zu mehreren Trödlern. Diese boten ihm fünfshundert Franken, tausend Franken, aber den Namen des Meisters, dem dieses Prachtstück zuzuschreiben war, wollte keiner sagen. Er ließ sich indeß nicht abschrecken, sondern bot den ersten Kunstkennern der Hauptstadt das Bild an. So kam er auch zu dem Marquis von L***, der ihn um seine Adresse und um die Bewilligung, das Bild vierundzwanzig Stunden zu behalten, ersuchte. „Wollen Sie zwanzigtausend Francs für das Bild?“ fragte der Marquis, als der Beamte sich mit klopfendem Herzen zu der festgesetzten Stunde wieder einfand. — „Zwanzigtausend Francs!“ wiederholte der arme Teufel, indem er die Banknoten anstarrte. — „Hier ist das Geld; Ihr Bild ist ein Hyusmans, von Mecheln.“ — An demselben Abende saß in einem berühmten Restaurant des Palais Royal eine kleine, aber vergnügte Gesellschaft: ein ällicher Mann, ein junger Elegant und ein hübsches, junges Frauenzimmer. Es waren die Grisette und der Lion, welche der arme Beamte zu einem Schmause eingeladen hatte.

Nührender Vorfall. — Einen wahrhaft rührenden Vorfall erzählt der „Spiegel“: Zwei Clooakenkinder, deren Aeltern vor Hunger gestorben waren, gingen bettelnd von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus. Sie kamen an die Thüre eines Bauern, der sie, trotz ihrer Verheuerung, daß sie schon seit zwei Tagen nicht gegessen hätten, hartherzig fortjagte. Die Kinder gingen weiter und kamen zufällig an dem Lager des Haushundes vorüber, vor dem ein mit Speisefüllter Teller stand. Mit heißer Bier fielen sie darüber her und begannen das Mittagmal des Hundes zu verzehren; dieser sprang sogleich auf sie zu, als er aber die Kinder so ruhig fortessen sah, legte er sich sanft an ihre Seite. Ein Zufall führte den Bauer vorüber, den die Gutmüthigkeit seines Hundes mit Nührung und Scham erfüllte; er nahm nun die ausgehungerten Kinder mit sich und gab ihnen so reichlich zu essen, daß sie den andern Morgen — todt gefunden wurden.

Papierkorb des Amüsanten.

Ein Schneider hatte einem seiner Kunden die bestellten Kleider viel zu enge gemacht, und entschuldigte sich damit,

daß das Tuch eingegangen sey. Der Letztere war damit nicht zufrieden, und erkundigte sich bei dem Kaufmanne, von welchem er das Tuch gekauft hatte, ob dasselbe denn wirklich so viel eingehe. Der Kaufmann sagte, daß bei hundert Ellen immer etwa zwei eingingen. Als dieser Ausspruch des Kaufmanns nun dem Schneider mitgetheilt und er wiederholt zur Erklärung aufgefordert wurde, sagte er: »Nun, da haben wir's; dacht'ich doch gleich, Sie müssen von dem Stück Tuch unglücklicher Weise gerade den Theil mit den eingegangenen zwei Ellen bekommen haben.«

Jüngst hat sich ein junger Mann selbst um das Leben gebracht, weil seine Frau, die er leidenschaftlich liebte, trotz allen seinen Bitten sich von ihm scheiden ließ. — Den Mann stellte man für ewig einbalsamiren.

Circus orientalis der Mad. Laura de Bach.

Die Kunstreitergesellschaft der Mad. Laura de Bach, die sich gerade durch einen halben Monat in unsern Mauern aufhielt, nimmt heute in der letzten Vorstellung von uns Abschied und wird morgen früh nach Triest abreisen. Die Gesellschaft hat im Ganzen einen guten Eindruck zurückgelassen, und namentlich die 3 letzten Vorstellungen, wo jedes Mitglied alle seine Kräfte aufbot, um den Anforderungen zu genügen oder sie auch zu übertreffen, verdienen unbestrittenes Lob. Da jedoch die Gesellschaft gegen das Ende ihrer Vorstellungen im Wesentlichen nichts beson'ers Außerordentliches bieten konnte, so wurden die am besten aufgenommenen Kunstpiere wiederholt und so gestalteten sich diese 3 Vorstellungen zu recht vorzüglich; der Hauptantheil des wirklich stürmischen Beifalls aber kömmt von rechts wegen auf die Rechnung der Gebrüder Gillis zu schreiben, die in der That durch ihre außerordentlichen Leistungen, ihre Equilibristik und Gymnastik Niegesehene leisteten, obgleich sie dieß beiseidentlich gar nicht ankündigten. Diese Seltenheit des Ältern der beiden kleinen Knaben, diese Unerschrockenheit und Biegsamkeit des Kleinen, den der älteste der Brüder, als Athlet, wie einen Spielball behandelt, jetzt in die Luft, jetzt weit vor oder über sich schleudert — wahrlich, das muß man sehen, beschreiben läßt sich so etwas füglich nicht. Die Gebrüder Gillis werden bei den Triestlinern sicher den lärmendsten Enthusiasmus hervorrufen. Mad. Laura de Bach möge sie ja dort viel und gleich anfangs beschäftigen, denn sie sind eine Hauptzierde und Hauptstütze der Gesellschaft. Die samstägige Vorstellung, die zum Benefice der Ule. Laura de Bach Statt fand, war namentlich (außer der glänzenden Production der Gebrüder Gillis) durch die schreckenerregenden Sprünge und wirkliche Saltomortals des maroccanischen Clown, Mahomed Ben-Said, interessant. Der Pantoffelsprung, das Saltomortale in dem engen Eisenreif mit den todt drohenden Bajonnettspitzen stämpelten den kühnen Springer zum ersten Künstler seines Faches. Herr Lecy ritt uns wieder das Leben eines Soldaten vor. Er reitet gut, kühn, ja verwegen, doch nicht immer sicher; das mehrmalige Herabstürzen des Reiters aber erregt immer ein gewisses bangendes Gefühl, eine Unbehaglichkeit unter den Zuschauern und stört so den Genuß, den ein präcise ausgeführtes Reiterstück gewährt. Herr Albert de Bach, der in dieser Vorstellung das große Reitspectakel „Die Flucht des Fra Diavolo“ leitete, war, wie immer, ausgezeichnet; ihn auf dem Promenadenpferde zu sehen, ist ein Hochgenuß. Die Beneficiantin ritt die hohe Schule meisterhaft, jedoch hätte man sie lieber auf dem prächtigen Pferde „Sultan“ als auf dem „Mahomed“ reiten sehen! — Jean de Bach ist und bleibt der kühnste kleine Reiter, den man sehen kann; möchte dieser hoffnungsvolle Knabe nur nicht ein Mal verunglücken! — Herr Francois de Bach producirte sich einige Male auf einer großen Kugel, auf der er, darauf stehend, um den Circus herum, dann über Brester auf einen Tisch auf- und abwärts auch vor- und rückwärts rollte, ein Exercitium, das sehr schwierig ist, und welches er mit großer Gewandtheit ausführte. Die kleinen Pantomimen, die eigentlich Pantomimen-Fragmente zu nennen sind, wurden, obgleich nicht eben ausgezeichnet, doch nicht ohne Amüsement durchgeführt. Der Besuch der anfänglichen und der letzten 3 Vorstellungen war sehr zahlreich, der Beifall laut, oft stürmisch und das Urtheil im Publikum wird nach dem Abgange der Gesellschaft ein günstiges seyn, dem auch der Referent beipflichtet.

Leopold Kordesck.